Nr. 38. Dienstag, den 14. Februar 1911. 25. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 35 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Heinr. Koenen, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei Carl C. Diehl, Meyerstr. 12, 1. Et. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 118. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

„Unannehmbar“.

Die Vertreter der verbündeten Regierungen sind in letzter Zeit wieder, wie früher schon so oft, in Kommissionen und im Plenum des Reichstages bei der Beratung von Gesetzentwürfen oppositionellen Beschlüssen bezw. Forderungen mit einem „Unannehmbar“ gegenübergetreten. So bei Beratung der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz in der wichtigen Frage, mit wie viel Schöffen neben den Berufsrichtern die Strafkammern zu besetzen sind. Sie haben erklärt, daß die verbündeten Regierungen entschlossen sind, im Falle der definitiven Annahme der betreffenden Verbesserungsvorschläge auf das Zustandekommen des Gesetzes zu verzichten. Im weiteren Verlaufe der Beratung der Justizgesetze wird man ihr „Unannehmbar“ noch öfter hören.

Das formelle Recht der verbündeten Regierungen zur Ausübung einer solchen Praxis gründet sich auf den Artikel 5, erster Absatz, der Reichsverfassung, der das sogenannte „konstitutionelle Prinzip“ proklamiert, das heißt die Teilung der Gesetzgebungsgewalt in der Ausübung zwischen Regierungen und Parlament. Da heißt es: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetz erforderlich und ausreichend.“

Es gibt jedoch drei Punkte, in welchen zur Verhinderung von Gesetzen ein Mehrheitsbeschluß im Bundesrat nicht erforderlich ist. Der zweite Absatz des Artikels 5 gibt dem Bundespräsidium, also Preußen, bezw. dem Könige von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser, ein wichtiges Vetorecht: bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen, die Kriegsmarine, das gesamte Zollwesen, sowie die Besteuerung des im Bundesgebiete gewonnenen Salzes und Tabaks, bereiteten Branntweins, Bieres und Zuckers gibt, wenn im Bundesrat eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag, wenn sie sich für die Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht. Sonach kann der Bundesrat ohne die Zustimmung Preußens durch einen Mehrheitsbeschluß nichts ändern am Militär- und Marinewesen und an dem wesentlichsten Teile der finanziellen Grundlagen, an den Zolleinnahmen und den Einnahmen aus den wichtigsten indirekten Steuern, auf denen die kriegerische Macht des Reiches beruht. Preußen kann durch Ausübung des präsidialen Vetorechts im Bundesrat jede Verminderung der Militär- und der Zoll- und Steuerlasten verhindern, selbst gegenüber der Forderung aller andern Bundesstaaten. In diesem Vetorecht hat Preußen das stärkste verfassungsrechtliche Mittel, über Deutschland zu herrschen.

Dem Reichstage gegenüber ist der Bundesrat als Gesetzgebungsfaktor eine Art Oberhaus und zugleich Regierungsfaktor. Er hat die im Namen des Kaisers an den Reichstag zu bringenden Gesetzentwürfe zuvor zu beschließen. Er kann auch die Entwürfe der Ressorts, gesetzgeberische Anträge der einzelnen Bundesglieder abweisen. Er nimmt selbst teil an den Beratungen des Reichstages, und zwar nach einem Worte Bismarcks als der die Souveränität der Einzelstaaten gegenüber dem Reichstag zum Ausdruck bringende Regierungsfaktor.

Wie innerhalb des Bundesrates jedes Bundesglied, so kann im Reichstage jeder Abgeordnete Gesetzesvorschläge machen. Der Reichstag kann jede an ihn gelangende Vorlage verwerfen oder „begraben“; nimmt er sie unverändert an, so ist damit ohne weiteres seine Uebereinstimmung mit dem Bundesrat gegeben; amendiert, verändert er sie, so kann der Bundesrat ihr seine Zustimmung versagen, ebenso wie jedem Initiativbegehren des Reichstages. Der Reichstag hat das Recht, an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrat resp. dem Reichskanzler zu überweisen. Dieses Ueberweisungsrecht ist ziemlich belanglos, denn der Bundesrat hat auch über den Beschluß des Reichstages, eine Petition dem Reichskanzler zu überweisen, zunächst zu beschließen. Der Bundesrat braucht dem Reichstagsbeschluß nicht zu entsprechen; er kann die Ueberweisung ablehnen. Da alle einen gesetzgeberischen Akt darstellenden Beschlüsse des Reichstages erst dann Gesetz werden, wenn sie die Zustimmung des Bundesrats erhalten, so hat diese „Volksvertretung“ eigentlich nur beratende Stimme.

Streitig ist die Frage: wie lange Reichstagsbeschlüsse, über die der Bundesrat noch nicht entschieden, resp. die er nicht sanktioniert hat, wirksam bleiben, ob von Session zu Session, oder bis zur nächsten Reichstagswahlperiode.

Der Reichstag ist also in den parlamentarischen Grundkompetenzen dem Bundesrate gegenüber so erheblich beschränkt, diesem gegenüber so sehr benachteiligt, daß von einer ihm beiwohnenden Selbständigkeit, Gesetze mit Rechtskraft zu beschließen, seine Beschlüsse zur Geltung zu bringen, nicht die Rede sein kann. Seine Gesetzgebungsgewalt beschränkt sich darauf, Gesetzentwürfe der verbündeten Regierungen abzulehnen und abzuändern. Das ist sein „Mitbestimmungsrecht“, dem gegenüber das weit stärkere und praktisch viel bedeutsamere Recht des Bundesrats steht, Gesetzentwürfe, die der Reichstag abgeändert hat, zurückzuziehen, die Beschlüsse des Reichstages als „unannehmbar“ zu bezeichnen, ihnen die Zustimmung zu verweigern, woraus unter Umständen die „Konsequenz“ einer Auflösung des Reichstages sich ergibt.

In diesem auf das Uebergewicht der Macht der Regierungsfaktoren berechneten Rechtsverhältnis haben wir die Grundursachen der Misere unseres Parlamentarismus. Ein Parlament, dessen Beschlüssen die Regierung jeden Augenblick mit ihrem „Unannehmbar“ gegenübertreten kann, dessen Initiativbegehren sie in jedem Falle ignorieren oder zurückweisen kann — ein solches Parlament hat keine Möglichkeit, seine Aufgabe als Volksvertretung im wahren Sinne des Wortes zu erfüllen.

Welch eine ungeheure Summe von Mühe und Arbeit, wieviel kostbare Zeit hat der Reichstag seit seinem Bestehen auf die Beratung von Initiativanträgen, die alle Gebiete der Gesetzgebung betrafen, auf die Herbeiführung von an die verbündeten Regierungen gerichteten Beschlüssen verwandt. So zum Beispiel auf den Gebieten der Sozialpolitik, der Arbeiterversicherung, des Vereins- und Versammlungswesens, des Verfassungswesens, der Gewerbeordnung, des Arbeiterrechts, der Rechtsordnung im allgemeinen, der Strafrechtspflege. Von alle dem, was im Reichstage Jahrzehnte hindurch an Reformforderungen erhoben und beraten worden ist, hat bis jetzt nur ein sehr geringer Teil seine stückweise resp. teilweise Erfüllung gefunden. Allen auf große, wirklich gründliche und umfassende Reformen gerichteten Forderungen haben die verbündeten Regierungen stets ihr kategorisches „Nein“ entgegengestellt, um dann gelegentlich sich, ohne ihrem reaktionären Charakter etwas zu vergeben, einige im allgemeinen geringfügige „Konzessionen“ an Reformbestrebungen zu machen, die sie aber immer sehr wohl zum Vorteil des Reaktionssystems zu „kompensieren“ verstanden. Nur den die Entrechtung und Knebelung der Arbeiterklasse bezweckenden Forderungen der Scharfmacher hat man an maßgebender Stelle stets wohlwollende Berücksichtigung angedeihen lassen.

Die Unterordnung des Reichstages unter den Willen der Regierung findet ihre Stütze nicht nur in dem geschilderten verfassungsrechtlichen Zustande, sondern mehr noch in dem Charakter der herrschenden Parteien. Die Regierung bedarf zur Durchführung ihres Systems der Unterstützung, der Mithilfe dieser Parteien. Zwischen ihr einerseits und den die Mehrheit des Parlaments bildenden reaktionären Elementen anderseits besteht eine Interessensolidarität. Diese Solidarität findet einen prägnanten Ausdruck in der „Verständigungspolitik“ beider Teile. Das Resultat dieser Politik ist in der Regel, daß die in gewissen Fragen der Regierung opponierenden reaktionären Elemente vor dem „Unannehmbar“ der Regierung zurückweichen, daß sie „umfallen“ und sich wenigstens in den Hauptpunkten der Regierung fügen. Diese „Verständigung“ nimmt nicht selten den Charakter einer Schacherpolitik an, indem ein Ausgleich zwischen den Forderungen der Regierung und den parteipolitischen Interessen der „staatserhaltenden“ Gesetzgeber erstrebt und herbeigeführt wird. Dann sind die Gesetze faktisch das Ergebnis eines Spieles hinter den Kulissen; das Recht des Gesamtparlamentarismus, Stellung zu den Gesetzentwürfen zu nehmen und darüber zu beschließen, wird praktisch bedeutungslos, denn eine Mehrheit hat ja bereits außerhalb des Rahmens der ordentlichen parlamentarischen Verhandlung die Entscheidung nach Maßgabe der mit den Regierungen getroffenen Abmachungen gesichert.

Auf diese Weise erfährt natürlich die politische Charakterlosigkeit und Korruption der als „Stützen der Regierung und der Ordnung“ gegen ehrliche und entschiedene Opposition, der es um die Wahrung der Interessen des Volkes zu tun ist, sich betätigenden Parteien die denkbar kräftigste Förderung, und zwar nicht nur im Rahmen des Parlamentarismus, sondern auch außerhalb desselben. Die Politik der Hinterlist, der Lüge, der Heuchelei, des Verrates am Volke greift Platz und gibt im Parlament die Entscheidung — eine Politik, deren schlimme Konsequenzen geradezu unabsehbare sind.

Aber das ist der Zustand, wie ihn die Reaktionsgewalten wollen und bei dem die ihnen verbündeten oder auf ihre Gunst spekulierenden Parteien unter gröblichster Versündigung an den Volksinteressen ihre Rechnung finden. Wie lange noch? Nun, unbedingt solange, als diese Parteien im Reichstage eine Mehrheit haben. Die große Wendung zum Bessern kann nur eintreten, wenn die Volsmassen von ihrem Wahlrecht den richtigen Gebrauch machen, wenn sie bei den Wahlen eine andere Mehrheit in das Parlament schicken — eine Mehrheit unter allen Umständen und unbedingt aufrechter Männer, die der sittlichen Kraft und des Mutes nicht entbehren, den entscheidenden Kampf mit der Regierung aufzunehmen, die unbeugsam entschlossen sind, gestützt auf das Vertrauen und die tatkräftige Hilfe des Volkes, dem bestehenden Zustande ein Ende zu machen; die keinem „Unannehmbar“, keiner Drohung der Herren vom Regiment sich fügen und vor den Konsequenzen ihrer Haltung nicht zurückschrecken. Mögen die nächsten Reichstagswahlen solch eine Mehrheit bringen! Daß sie im wesentlichen eine sozialdemokratische sein muß, brauchen wir nicht erst eingehend darzulegen. Die Sozialdemokratie allein bietet die sichere Gewähr dafür, daß ein wirkliches Volksparlament, ausgestattet mit dem ihm gebührenden Rechten und Machtbefugnissen, an die Stelle eines Reichstages tritt, über den der Bundesrat und in diesem wieder die preußische Regierung ziemlich unumschränkt gebietet mit Hilfe der „staatserhaltenden“ Parteien. Kommen muß der große Entscheidungskampf um das parlamentarische System und gegen die Reaktionsgewalten einmal — je früher, desto besser!

Politische Uebersicht.

Aus dem Reichstag.

Berlin, 11. Februar.

Welche Maßregeln gedenkt die Regierung zu ergreifen, um einer Ueberschwemmung des deutschen Geldmarktes mit fremden Wertpapieren und einem übermäßigen Abfluß deutschen Kapitals nach dem Auslande vorzubeugen? Das war die Frage, die Graf Kanitz an die Regierung richtete und in einer zweistündigen Rede ausführlich begründete. Diese Rede sowie die Antwort des Staatssekretärs Dr. Delbrück und die sämtlichen nachfolgenden Reden ergaben als Resultat: die Unmöglichkeit, der im Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung begründeten Internationalisierung des Kapitals feste Grenzen zu ziehen, der kann kein Schutzmann, kein Gendarm helfen. Aber diese Tatsache wurmt die Konservativen und ihre Blockgenossen, und sie rufen, nachdem sie selber keinen Ausweg zu finden vermocht haben, die Regierung des Herrn v. Bethmann an, sich nunmehr den Kopf darüber zu zerbrechen, um Mittel und Wege zu finden, den Abfluß des deutschen Kapitals nach dem Auslande aufzuhalten. Daß Graf Kanitz in seiner Begründung der den Konservativen so verhaßten Bankokratie, einschließlich der Börse, so nebenher einige wohlgezielte Jagdhiebe versetzte, ist selbstverständlich. Was aber seine Vorschläge, den von der Interpellation beregten Tatsachen entgegenzuwirken, anbelangt, nun, so mußte ihm der Staatssekretär darauf erwidern, daß, soweit der angedeutete Weg der Regierung gangbar erscheine, und soweit gesetzlich zulässig, er auch schon beschritten sei. Jedoch sei zu bedenken, daß darin auch leicht zu viel geschehen könne, denn ebensowohl wie deutsches Kapital in ausländischen Papieren angelegt werde, werde ausländisches Kapital in deutschen Papieren angelegt. Die Regierung habe die ihr im Börsengesetz eingeräumte Befugnis lediglich dazu ausgenutzt, faule ausländische Papiere vom deutschen Geldmarkt auszuschließen. Da jedes Reglementieren in bezug auf Geldgeschäfte äußerst bedenklich sei, könne sie vorläufig nichts anderes tun, als hoffen, daß die deutsche Bankokratie nicht nur ihr eigenes Geschäftsinteresse, sondern auch daneben noch allgemeine vaterländische Interessen berücksichtige. Daß die Agrarier und ihre schwarzen Blockgenossen von der Antwort des Staatssekretärs wenig befriedigt waren, ließen die Ausführungen des Zentrumsredners Speck deutlich erkennen, der die Börse als ein in Zukunft besser auszunützendes Steuerobjekt bezeichnete, und seinen Groll über die internationale Verzweigung und Verästelung des Großkapitals, wie es in dem engen Zusammenhange der Banken, Börsen und Handelskammern mehrfach in die Erscheinung getreten ist, scharf zum Ausdruck bringt.

Mit feiner Ironie kennzeichnete der sozialdemokratische Redner, Gen. Frank, den Inhalt der Interpellation sowie die Reden des Grafen Kanitz und Specks, als einen Versuch, den Dummen im Lande vorzuspiegeln, daß der Schnapsblock mächtig genug sei, den Geldmarkt zu beeinflussen, und die braven Deutschen vor der Beschwindelung durch ausländische faule Papiere zu schützen. Dadurch aber werde die kapitalistische Entwicklung nicht im mindesten beeinflußt und aufgehalten, sondern verfolge ihre Bahn weiter. Das Kapital sei international und die Internationalität des Kapitals könne in beschränktem Sinne als eine Friedensbürgschaft angesehen werden. Im übrigen erscheine ihm die schon früher von der sozialdemokratischen Fraktion begründete Forderung der Errichtung eines Aufsichtsamts für das Bankwesen als das geeignetste Mittel, etwaigen Mißständen im Geldverkehr entgegenzuwirken.

Nachdem dann noch der Fortschrittler Dove sich im Sinne des Staatssekretärs geäußert, und an die Bank- und Börsenfeinde vom Schnapsblock die höhnische Frage gerichtet hatte, ob sie nicht geneigt seien, die Regierung aufzufordern, auf Grund des § 1 des Börsengesetzes die Börse ganz zu beseitigen, sagten Freiherr v. Gamp von der Reichspartei, der Antisemit Raab und der Direktor des Bundes der Landwirte, Dr. Hahn, auch noch ihre Sprüchlein auf, die mehr oder weniger nur Wiederholungen dessen brachten, was Graf Kanitz schon, und zwar besser, gesagt hatte.

Nach einer siebenstündigen Verhandlung wurde die Fortsetzung der Besprechung vertagt, d. h. bis auf den St. Nimmerleinstag; denn es ist keine Aussicht dazu vorhanden, daß für dies Leerestrohdreschen noch ein Tag frei wird.

Wann wird der Reichstag zum Ende kommen?

Der Reichstag hat am Freitag die Beratung des Gerichtsverfassungsgesetzes abgebrochen, um am Montag die Etatsberatung mit dem Marineetat zu beginnen. Wann er wieder an die Strafprozeßreform kommen wird, ist ganz unabsehbar, jedenfalls kaum vor Ostern. Was soll aber dann noch fertig werden, wenn es im bisherigen Tempo weiter geht, über das die „Nordd. Allg. Ztg.“ kürzlich schon ein offiziöses Klagelied anstimmte. Daß es aber so langsam geht, ist im wesentlichen Schuld der Regierung, die sich allen noch so dringlichen Reformen im Sinne moderner Zeitanforderungen widersetzt und den von großen Mehrheiten der Volksvertretung getragenen Wünschen ihr schroffes „Unannehmbar“ entgegensetzt.

Wenn aber nach 2 bis 3 Monaten der Reichstag wieder an die Strafprozeßnovellen herantritt, wie lange wird er dann noch brauchen, um nur diese zu erledigen? Niemand kann es voraussagen. 118 Paragraphen des Gerichtsverfassungsgesetzes sind erledigt; fast 90 sind noch nach. Die Strafprozeßordnung zählt aber auch noch etwa 500 Paragraphen und das Einführungsgesetz deren 13. Sind alle erledigt, dann kommen noch die dritten Lesungen. Wenn diese Arbeit geschafft ist, dürfte Pfingsten nicht mehr fern sein. Was wird dann aus den anderen Vorlagen? Es steht dann noch die Reichsversicherungsordnung mit zirka 1800 Paragraphen samt Einführungsgesetz aus, dazu der Gesetzentwurf über die elsaß-lothringische Verfassung, das Schiffahrtsabgabengesetz, die Gewerbeordnungs-Novelle, Kurpfuschergesetz und noch einiges andere. Diese Arbeit etwa in einer kurzen Herbsttagung zu bewältigen, ist

---

[13] (Nachdruck verboten.)

Wandersmann.

Von Wilhelm Krag.

Mitten in den grauen Morgen! Es wehte und regnete; die ganze Welt war grau, alle Menschen verdrossen; — er aber sang, daß es licht wurde um uns herum.

Es war ein französisches Lied; ein Chanson, wie es die Studenten in ihren kleinen Kabaretts auf dem Boul' Mich. zu singen pflegen.

— O meine Geliebte! Wieviel Kummer hast du mir gemacht, und wie oft bist du mir nicht treulos gewesen. Aber ich habe dir immer vergeben, immer vergessen, immer gelächelt, wenn du zurückkehrtest.

O meine Geliebte! Wie weh das tat! Und wie viele bittere Tränen habe ich nicht um dich geweint! Aber mein Kummer rührte dein Herz nicht; darum verbarg ich meine Tränen vor dir; denn immer, wenn du mich weinen sahst, da lachtest du, ja, da lachtest du nur laut und höhnisch.

— — Die Missionsdame betrachtete den Sänger mit ihrem schwärzesten Blick. Sie schwoll förmlich auf, so mißbilligte sie ihn. Sie saß und kochte mit gefalteten Händen. Doch ohne sich dadurch anfechten zu lassen, sang er weiter mit seiner schönen, klaren, ein wenig schmachtenden Stimme:

— — O meine Geliebte! Heute verläßt dich die Welt! Heute sitzt du einsam und verlassen. — O komm zurück, Geliebte. Kehr heim in dein altes Nest! — und ich will dir eins versprechen und immer halten: Nie wirst du hören, daß ich dich auslache, wenn ich dich je weinen sehen sollte! —

Wie weit? Es war der Kapitän — er stand vor mir, die Geldtasche um den Leib und ein rotes Billettbuch in der Hand. — Ja, wie weit —? Bis ans Ende, antwortete ich, obwohl ich nicht ahnte, wo das lag.

Der Sänger saß in seiner Höhle und klimperte auf der Gitarre — ab und zu sang er ein paar Strophen mit lauter Stimme. — Wer ist das —? fragte ich den Kapitän.

Es dauerte eine Weile, ehe die Antwort kam. Er schrieb langsam das Billett und lächelte leise. Dann steckte er den Bleistift in den Mund, faltete das Billett zusammen, gab es mir, nahm den Bleistift wieder aus dem Munde und antwortete endlich:

Der? — Das ist ja der Dichter. Und dabei lächelte er wieder ein wenig; es war unmöglich, zu entscheiden, ob dieses Lächeln Mitleid oder Wohlwollen bedeuten sollte, oder vielleicht beides. Mehr erfuhr ich auch nicht; er wandte sich jetzt dem Mann mit dem Schaf zu.

Meine Neugier wurde zu groß; ich mußte hin und den Dichter begrüßen. Ich kroch zu ihm in die enge Kajüte hinein, wo er hinter dem Tisch saß und gerade seine Pfeife anzündete. Die Gitarre hatte er neben sich an die Wand gelehnt.

Ah, cher et illustre collègue! rief er aus, als ich mich ihm vorstellte. Wollen Sie mit der Gesellschaft eines alten Sängers vorlieb nehmen? Nehmen Sie Platz im Boudoir; — gleich wird Kamilla mit dem Kaffee kommen.

Es lag eine festliche Grandezza in der Handbewegung, mit der er mich zum Sitzen einlud. Es war in seinem Wesen eine so absolute Ueberlegenheit, eine so natürliche Herablassung, daß ich ganz verlegen wurde. Ich mußte bekennen, daß der Kapitän mir nicht einmal seinen Namen gesagt, sondern ihn nur den Dichter genannt hatte.

Nein, Sie kennen Gunnuffsen nicht, sagte er und strich sich durchs Haar, Gunnuffsen ist groß! Gunnuffsen ist der vollendetste Grobian, den Sie treffen können. — Gunnuffsen ist ein Griesgram und ein Murrkopf. — Verstehen Sie die Tiefe dieser Glossen? — Das ist Gunnuffsen; — ich bin nur der verstorbene Tom Theiste, zu dienen!

Er verbeugte sich weit über den Tisch.

Tom Theiste? — Eine schwache Erinnerung dämmerte bei diesem Namen vor mir auf; — hatte er nicht vor undenklichen Zeiten ein Bändchen Gedichte geschrieben?

O, mon tresor! lachte er, geben Sie sich keine Mühe. Ich verlange durchaus nicht, daß Sie meine gesammelten Werke kennen. Wie vorhin bemerkt, bin ich längst gestorben. — Ich gehöre zu den unberühmten Klassikern; — mein Name ist auf ewig aus der Literaturgeschichte ausgelöscht. — Aber ich bin als Frank Gerson im illustrierten Familienblatt wieder auferstanden, und da haben meine Werke mehr Leser, als Sie in Ihrem ganzen Leben bekommen werden. Doch dessen weitläufige Produktion ist Ihnen vielleicht auch entgangen? Da bedaure ich Sie, junger Mann, aber da haben wir Kamilla mit dem Kaffee.

Er griff in die Saiten, und während er dem dicken, mürrischen und verschlafenen Mädchen schmachtende Blicke zuwarf, stimmte er ein lustiges Liebeslied an.

Mit einer verächtlichen Grimasse wandte Kamilla sich ab und schlürfte auf ihren schlappenden Pantoffeln hinaus. Noch eine Tasse, Kamilla! brüllte er ihr nach. Sie kennen das Lied nicht, mein Herr? Ah — und Sie glauben das Volk zu kennen, wenn Sie die Poesie des Volkes nicht kennen? Diese Silberquelle, wie es heißt — die sich in der Tiefe des Volkes verbirgt, aber rein und klar zwischen den schwellenden Lippen der Küchenmädchen hervorsprudelt.

Aufrichtig gesprochen, ich wußte weder aus noch ein. Ich habe so manches verkannte Genie in meinem Leben kennen gelernt, daß ich weiß, wie leicht sie zu verletzen sind. Und um alles in der Welt wollte ich diesen Mann nicht verletzen, falls sich hinter seinem lustigen Wesen ein verbittertes und niedergebeugtes Gemüt verbarg. Was er mit seinen Reden von Frank Gerson meinte, mochte vorläufig dahingestellt bleiben. Ich zog es vor, zu konversieren; — ob er dauernd hier in dieser Gegend wohnte? —

Dauernd —? Ja, bei meiner Seligkeit, wohne ich dauernd hier. Wenn man wie ich von Ackerbau, Fischfang und Viehzucht lebt, ist man schon genötigt, dauernd hier zu leben. Nicht daß ich anderswo wohnen möchte. Sie sehen einen zufriedenen und soweit glückliche Menschen vor sich. Ich habe ein hübsches Haus mit Feldern und Wiesen, drei Kühe und ein Pferd von zwanzig Jahren, das Jeremias heißt. Und da sollte ich nicht glücklich sein —!

Ja, aber jetzt zu dieser Jahreszeit, wandte ich ein. Der Winter muß doch oft recht lang sein.

Der Winter? rief er höhnisch. Begreifen Sie nicht, daß der Spätherbst und der dunkle Winter die prachtvollsten Zeiten im ganzen Jahre sind? Und Sie glauben, Sie hätten die Natur verstanden? Heutzutage kennen ja die Künstler die Natur nicht anders, als mit dem banalen blauen Himmel und der banalen blauen See und der banalen grünen Wiese, wie sie es mit ihren blöden Augen im Sommer sehen. Denn gerade, wenn die Natur aufleht, im Herbst, da laufen sie in die Städte. Da platschen sie durch Schmutz und Regenwetter und schlagen die Zeit mit Cafébesuch und Klatsch tot und glauben, das sei das Leben. Haha! Ein Wintertag am Meer macht sie schwermütig oder stumpfsinnig. Sie ziehen die Sonne im Mai vor — diese entsetzlichen Frühlingstage, die das einzige sind, was ich fürchte. Da kann es geschehen, daß das Herz sich mit tiefer Bitterkeit erfüllt, daß alles das wieder aufleht, was einmal Traum und Hoffnung war. Nein, so ein später Novembertag ist wie ein alter Freund. Der trübe Himmel, die trübe Luft — hei! eine teuflische Heiterkeit kann mich an einem solchen Tage erfassen; ein unendliches Glücksgefühl, daß ich nicht dort bin, wo das Leben blaut und glitzert, daß ich mir durch das ergrauende Haar streichen kann und mich hoch im Nebel aufrichten und mit Vater November selber einen großen kühlen Becher auf die schöne einsame Einöde leeren kann.

Jetzt kam der Kapitän mit seinem roten Buch und der umgeschnallten Geldtasche.

Na, was sagt Ihr, Gunnuffsen, sagte der Dichter, und fiel wieder in seinen lächerlichen Dialekt. Wann, mein Ihr, ist es besser zu fahren, im Sommer oder im Winter? Gunnuffsen grunzte. Es kommt so ziemlich auf eins heraus, kam es schließlich langsam. Es ist allezeit ungefähr dieselbe Schinderei.

Und dann die Gicht, Gunnuffsen —!

Gunnuffsen seufzte. Ja, die Gicht, ja, sagte er und stapfte hinaus.

Haben Sie die Literatur ganz an den Nagel gehängt? fragte ich, als wir wieder allein waren.

Weit entfernt. Die Literatur ist mir immer ein lieber Zeitvertreib. Das und nichts anderes sollte sie für alle Gentlemen sein. Ich bin eigentlich immer Amateur gewesen; — mein Ehrgeiz ist mit bloßem Auge nicht zu sehen gewesen. Vielleicht auch nicht mein Talent. In der verstocktesten Prosaperiode war ich Romantiker und schrieb Verse. Die Leute meinten, ich sei verrückt. Man denke, Dramen in Versen in den achtziger Jahren! Sie können sich denken, wie ich abfiel. Da gab ich es auf. Ich schrieb für die Schieblade, wenn ich schrieb, und das tue ich noch. Es geschieht nur hier und da, wenn die Ernte fehlschlägt und der Fischfang mißglückt, daß ich mich in Frank Gerson verwandle und wieder vor das große Publikum trete und haufenweise Uebersetzungen für die bescheidene Provinzpresse und köstliche Romane für unbekannte, aber ungeheuer verbreitete illustrierte Blätter liefere. Wenn die Not drängt, liefere ich Gelegenheitsgedichte für meine bäuerlichen Nachbarn — Hochzeitslieder und Begräbnisgedichte für zwei Kronen das Stück. Aber das ist alles miteinander Frank Gersons Arbeit. Tom Theiste dagegen ist vornehm. Er schreibt nur für die Schieblade und verachtet die billigen Lorbeeren. —

Er griff nach seiner Gitarre und sang ein lustiges Lied. —

Ich hatte ja kein Ziel und folgte ihm darum gern, als er mich zu sich einlud, damit ich sähe, wie er es hätte.

An einem verworrenen Steinhaufen, der eine Landungsbrücke vorstellen sollte, kletterten wir an Land. Ein paar Kisten und Pakete, die der Dichter schon am Abend vorher an Bord gesandt hatte, wurden an Land geschafft und mit einem alten Raasegel bedeckt.

Das ist Jeremias' Sache, sagte er, doch im selben Augenblick hörten wir hinter uns eine ausgelassene Mädchenstimme: Vater! Willkommen zu Hause! Willkommen zu Hause!

Ein schmales grünes Boot mit rotem Segel schoß hinter einer der Klippen in der Nähe hervor und kam in rascher Fahrt auf uns zu. Ein halbwüchsiges Mädchen saß am Steuer; — jetzt sprang sie flink wie eine Bachstelze über die Ruderbank, barg das Segel und band es fest. Dann eins — zwei — drei wieder zurück. Das Steuerruder umgelegt, und das Boot glitt sachte dicht an den äußersten Brückensteinen vorbei.

Ihr kommt heute früh, sagte sie. Ich wäre beinahe zu spät gekommen, und das ist mir noch nie passiert.

Das ist Gunnuffsens Gicht, keuchte der Dichter, während wir seine Kisten ins Boot schleppten. Na, steht alles gut zu Hause, Marianne? Du hast, wie ich sehe, Jeremias geschont und statt dessen das Boot genommen?

Sie schwatzten ohne Rücksicht auf mich die ganze Zeit zusammen. Es waren tausend kleine häusliche Angelegenheiten; — wie viele Eier es im Hühnerhause gegeben habe und wieviel Liter Milch im Stall. — Dann hatte Marianne angefangen, Apfelwein zu bereiten, das war natürlich ein großes Ereignis, und dann waren zwei La-France-Rosen aufgesprungen, und das war auch wunderbar. — —

Ich saß und betrachtete das schmächtige kleine Ding, das so vernünftig mit seinem graubaarigen Vater sprach. Ihre große Verständigkeit steckte auch ihn an; der Hut saß nicht mehr schief, die Gitarre war in Wachstuch gehüllt. — Der Poet war auf einmal ein Bauersmann geworden. Und an alledem war die kleine Marianne schuld! Er hatte sie mir gegenüber unterwegs gar nicht erwähnt. Aber das soll nicht heißen, daß er sich nicht um sie kümmerte. Er wurde ein anderer, sowie sie kam. Nichts mehr von flotter Grandezza; — eine eigenartige Ruhe. Jetzt herrschte der Ernst. Keine Liebkosung, keine zärtlichen Wiedersehensworte; all so was war ganz überflüssig zwischen diesem Vater und dieser Tochter. Zwischen ihnen war alles im reinen; es bedurfte keiner Versicherungen.

(Fortsetzung folgt.)